

Wozu Preis

In Halle und Umgebungen 3.50 A. ...

Halleische Zeitung

Anzeige-Gebühren

Die häufigste Zeitungs-Anzeige ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäfts- Halle, Leipzigerstr. 87.

Halle a. S., Donnerstag 8. Juli 1897.

Verleger: Hermann ...

Deutsches Reich.

* In Ergänzung früherer von uns wiedergegebener Meldungen über die Vorbereitungen des Kaisers ...

* Die Majestät kommt den 7. Juli an Bord Seiner Majestät ...

* Zur Ankunft des Kaisers in St. Petersburg sollen die dortigen Blätter melden, dass der Kaiser ...

* Der Kaiser geht eine glänzende Illumination voraus. Am zweiten Tage besucht der Kaiser das Lager ...

* Gerüchtelei verläutet, das russische Kaiserpaar werde sich nach Beendigung der Kaisermanden in Polen ...

* Prinz Heinrich übernimmt den Posten des ersten Adjutanten des Kaisers ...

* Die Admiralität hat die Marine-Inspektion in Kiel, um zum ersten Mal in seiner Stellung ...

* Nunmehr theilt auch die „Saumburger-Blätter“ mit, dass das zur Entscheidung in der hiesigen Kronpolizei ...

* Ein Minderer sozialdemokratischer Blatt weiß zu berichten, dass das Palais des Reichsanzlers ...

* Der Staatssecretär v. Bobbielski ist nach Angabe des Geseges vom 17. März 1878 mit der Stellvertretung ...

* Die „Straßburger Post“ bemerkt bei Meldung eines Berliner Blattes, dass die Initiative zur Ernennung des Herrn v. Bobbielski ...

er seinen etwaigen Rücktritt nicht einer Personfrage abhängig machen wolle. Dr. Fischer sei vom Kaiser nicht acceptirt worden, weil der Monarch der Ansicht war, Fischer sei bei der Beamtenwahl nicht beliebt.

* Ueber die Ablehnung des Reichsfinanzamtsvorsitzenden durch den hiesigen Finanzminister Dr. Buchenberger ...

* Die Besprechung über die in verschiedenen Blättern bereits gebrachte Meldung, dass dem Präsidenten des Finanzministeriums, Herrn Geh. Rath Dr. Buchenberger, in jüngster Zeit die Leitung des Reichsfinanzamts angeboten worden ist ...

* Man hält es, der „D. Post.“ zufolge, nicht für unwahrscheinlich, daß der Gesandte in Kopenhagen, Herr v. Nibelen ...

* Wie in unterirdischen Kreisen verlautet, ist der Herr Geh. Oberregierungs Rath Gump für eine höhere Stelle in der Regierung in Aussicht genommen.

* Der sich über ganz Deutschland erstreckende „Verein Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller“ wurde seiner Zeit auf Anregung der Rheinisch-Westfälischen Großindustrie begründet.

* Es nehmen an derselben A. Theil: der Herr Reichsfinanzamts-Vizepräsident, Herr v. Harkort, ferner die ersten Vertreter der Firma Friedr. Krupp in Essen ...

* Die Besprechungen über Veranlassungen und Vereiner sind. Die Besprechung führte zu dem einstimmig ausgesprochenen Beschlusse, daß das Gesetz in der ihm von der Mehrheit des Herrenhauses gegebenen Fassung von dem Hause der Abgeordneten angenommen werden möchte.

* Diese Stellungnahme der Rheinisch-Westfälischen Großindustrie ist, so bemerken mit Recht die „A. P.“, wohl begründet. Die Industrieellen dürfen sich für sich in Anspruch nehmen, die Stützungen des Reichs Sozialistengesetzes richtig beurtheilen zu können, die sie als gesetzlich erkannt haben, sie haben daher den Ablauf jenes Gesetzes ernstlich beklagt.

* Das durch das vorliegende Gesetz nur die politischen Versammlungen und Vereine, nicht aber diejenigen getroffen werden, die sich mit Können, Arbeitsbedingungen, überhaupt mit den materiellen Lage der Arbeiter betreffenden Fragen beschäftigen, mag dem Werthe nach nicht gering, der Sache nach ist dieser Einwand durchaus unzutreffend.

Männer, die mitten im praktischen Leben und in der Arbeiterbevölkerung stehen, sie sich aneignen. Es würde freilich sehr erwünscht sein, ebenso, wie die Versammlungen und Vereine der Sozialdemokraten, auch deren Presse ...

* In dem rheinisch-westfälischen Industriegebiete werden von den sozialdemokratischen Agitatoren an jedem Sonntag glänzende Versammlungen abgehalten, in denen gelehrt wird, durch welche derselben wird immer noch große Stämme der gutgeleiteten Arbeiter, besonders der Eisen- und Stahl-Industrie, verführt.

* Bei der Besprechung wurde anerkannt, daß die Regierung besser gethan haben würde, selbst ein Sozialistengesetz einzuwirken, als den bereits einmal gescheiterten Versuch zu wiederholen, härtere Bestimmungen auf dem Wege der allgemeinen Gesetzgebung zu erlangen.

* Aus allen diesen Gründen ging das bringende Verlangen nach Annahme des Gesetzes hervor und die Hoffnung, daß diese Gründe und diese Verlangen im Hause der Abgeordneten nicht unbeachtet bleiben möchten.

* Die „Berl. Vol. Post.“ schreibt: „In einem Theile der Presse, namentlich der Centrumpresse, wird dem Finanzminister die jetzige Behandlung des preussischen Wahlgesetzes zum Vorwurfe gemacht. Er habe wenigstens die Mühe zu tun, zu fragen, was das Centrum um die Rechte seiner Wahlrechtskommission zu Gunsten einer pluralistischen Umänderung des Wahlgesetzes abzugeben werden.“

* Wie die „M. P. Corr.“ erzählt, wird in der nächsten Reichstagsession aus verschiedenen Parteien heraus das Verlangen geäußert werden, daß die verbundenen Regierungen die Entscheidung ausfindig Verurtheiler bestreben, ohne daß die Gewährung dieser Forderung an besondere Bedingungen geknüpft wird.

* In einer Eingabe des Centralausschusses launmännlicher, gewerblicher und industrieller Vereine in Berlin an den Bundesrat ist mit ausfindig, daß die hinsichtlich materiellen Verhältnisses und Wohlstandes bei der Errichtung kommunalverwaltender Städtegerichte und die Schaffung von Sondergerichten zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Prinzipalen einerseits und Handlungsgehilfen und Lehrlingen andererseits (nach Art der Gewerbegerichte) nicht begründet, daß es an anderen zweckmäßig erscheinenden, wohl vielfach auszuführenden Vorkehrungen nach vorläufiger Vereinbarung derartiger Streitigkeiten, falls sich ein gangbarer Weg dazu findet, auch dem allgemeinen sozialpolitischen Gedanken Rechnung zu tragen.

* Einem mit der letzten Post eingetroffenen Privatbriefe aus Schwabensheim entnimmt die „Post“, daß der Landespräsident von Schwabensheim, Walter Zschuniger, vorzüglich wegen der Beschränkung der unvollständigen ist und deshalb auch jetzt noch nicht daran denkt, seinen Hof so oft hinausgeschobenen Urlaub anzutreten.

* Ueber die Zukunft des Kriminal-Ausschusses v. Tschudi ist die Nachricht eingebracht worden, daß der eidgenössische Mann sein Amt schiedsrichterlich eingebracht haben und somit seine Pension in Ruhe werden vorziehen können. Demgegenüber kann ein Berliner Blatt nicht mit Sicherheit, daß ein Aufschub des Beschlusses des Reichstages vorliegt. So lange Herr von Tschudi auf Urlaub ist, muß seine Anwesenheit. Erst wenn nach Ablauf seines Urlaubes auch Herr von Tschudi in dem demselben zurückgekehrt ist, wird, dürfte dieser dem Minister des Innern auf Grund des vorläufig noch nur festgelegten hiesigen Beschlusses über den Weges Tschudi Bericht über die Sache halten.

* Uebel, der Reichstagsabgeordnete für Straßburg, gibt in der „Mannheimer „Volkstimme“, dem „Staatsanwalter“ für die Sozialdemokratie in Straßburg, die offizielle Erklärung ab, daß er ein Mandat für Straßburg für die nächsten Wahlen zum Reichstag nicht mehr annehme. Als Grund nennt er das Verbot, an das er schon im Jahre 1893 den Hamburger Parteiengruppe gegeben habe, nur noch in Hamburg zu kandidieren.

Italien.

Die Rehabilitirung des „brauen“ Cipriani. Nicotri Garibaldi hat den Ministerpräsidenten Rubini aufgefordert, um ihn zu bitten, Cipriani durch ein Specialgesetz auf Grund seiner großen Tapferkeit im griechischen Feldzuge die bürgerlichen Ehrenrechte wiederzugeben, damit seine Wahl für gültig erklärt werden könnte. Rubini antwortete, daß die Regierung ein solches Gesetz nicht einbringen könne, verpflichtete



Trilby.

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

44) Aber damit hatte es gute Wege. Die arme Trilby fühlte sich kaum stark genug, allein bis zum Wagen zurückzugehen, und dies war ihre letzte Ausfahrt.

Doch erfüllte das kleine Erlebnis sie mit neuer Hoffnung und Zuversicht. Sie hatte noch keine Antwort von Angèle erhalten (die nach Marseille gezogen war), und der Gedanke, wie traurig es im Quartier latin sein würde ohne Jeannot, ohne Angèle und ohne die trois Angliches auf dem Platz St. Anatole des Arts, beunruhigte sie oft.

Die Ärzte hatten streng verboten, irgend einen der Fremden zu ihr zu lassen, die sich nach dem Befinden der berühmten Sängerin erkundigten. Die bloße Erwähnung von Gesang und Musik reizte sie über die Maßen.

„Sage es ihnen doch, Martha, daß es ein Unsinn ist,“ rief sie. „Entweder halten sie mich für eine ganz andere Person oder sie wollen ihren Scherz mit mir treiben.“

Bei solchen Worten verrieth Martha die größte Unruhe, ja sie schienen ihr ein förmliches Entsetzen einzujagen.

Ächter Theil.

„Was ist das Leben?
Ein wenig Plag,
Ein wenig Liebe . . .
Dann — guten Tag!

Was ist das Leben?
Elend nach Pracht,
Neue nach Hoffnung . . .
Dann — gute Nacht!“

Nach dem Ausspruch des Arztes bei der Todenschau war Svengali am Herzschlag gestorben. Man hatte auch festgestellt, daß durch die Wunde, welche ihm Gecko beigebracht, sein Leiden weder verschlimmert, noch der Tod beschleunigt worden war; trotzdem verurtheilte der englische Gerichtshof den kleinen Geiger zu sechsmonatlicher Zwangsarbeit. Taffy besuchte ihn noch einmal im Gefängniß, in der Hoffnung, über Vieles Aufschluß von ihm zu erhalten, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen.

Ueber sein Verhältniß zu den Svengalis und auch ihre Beziehungen zu einander beobachtete er das hartnäckigste Still-schweigen.

Als er erfuhr, daß Madame Svengali unheilbar krank und irrsinnig sei, brach er in Thränen aus und rief: „Ach, die Nermste, die Nermste — o mein Herr — ich liebte sie so sehr, ich liebte sie so sehr! solche Menschen, wie sie, giebt es nicht Viele, Gott sei's geklagt! Sie ist wie ein Engel im Paradies!“

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen.

[Nachdruck verboten.]

Es dauerte geraume Zeit, bis Svengalis Angelegenheiten nach seinem Tode geordnet waren. Segnwillige Verfügungen hatte er nicht getroffen. Seine alte Mutter und zwei seiner Schwestern kamen aus Oesterreich gereist, um die Erbschaft angutreten. Man wartete auch auf seine Frau, von der er immer so komische Geschichten erzählt hatte, aber sie kam nicht. Ihr Ladengeschäft am Rhein, sie selbst und ihre drei Kinder waren nur Gebilde seiner Phantasie gewesen, mit denen er sich und Andere vergnügte.

Seine Hinterlassenschaft betrug dreitausend Pfund, welche die Svengali bis auf den letzten Heller für ihn erworben hatte, nebst den noch viel größeren Summen, die bereits verausgabt waren. Von dem baaren Geld erhielt Trilby nichts; nur der Schmuck und die Kleider, die er ihr geschenkt hatte, blieben ihr Eigenthum. Für ihren Anzug war er stets verschwenderisch bedacht gewesen, und auch zahllose Werthgegenstände, die sie von Kaisern, Königen und den Reichen und Vornehmen der Welt zum Andenken erhalten, fanden sich vor. Dies waren die Kostbarkeiten, von denen Trilby bisher geglaubt hatte, daß sie der alten Martha gehörten.

Martha war bei Trilby geblieben, pflegte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und bewies ihr eine fast abgöttische Verehrung, wie sie etwa eine Mutter für ein schönes, reich begabtes Kind empfindet, das dem Tode nahe ist.

Denn daß Trilbys Tage gezählt waren, erkannte man nur allzudeutlich, wenn auch Niemand die Natur ihres Leidens verstand.

Bald war sie sogar zu schwach, um sich im Krankenstuhl ausfahren zu lassen: sie blieb den ganzen Tag über auf dem Sopha oder dem Lehnstuhl in ihrem schönen, lustigen Wohnzimmer, wo ihr Martha Gesellschaft leistete. Dort empfing sie jeden Nachmittag ihre drei lieben alten Kameraden, bewirthete sie mit Kaffee und bat sie, ihre Zigaretten zu rauchen, wie in früherer Zeit. Es war die größte und einzige Freude, die sie noch hatte. Mit kummervollem Herzen beobachteten die Freunde den raschen Verfall ihrer Kräfte, und doch ersahen Trilby ihnen von Tag zu Tag schöner. In dem blassen, abgezehrten Gesicht trat die vollendete Form der Züge wieder mehr hervor, und ihre Haut war vom zartesten, durchsichtigsten Weiß.

Oft nahmen ihre Augen den alten schalkhaften Glanz wie er an, wenn die drei Engländer bei ihr waren. Die kindliche Heiterkeit ihrer Mienen war dann zärtlich und rührend zugleich, es spiegelte sich darin solche herzlichste Zuneigung für sie und eine so innige Liebe zum Leben. Wer hätte dieses holdselige Bild je wieder vergessen können?

Die Freunde wußten, daß sie die wehmüthige Erinnerung daran für alle Zeiten in treuem Gedächtniß bewahren würden.

Trotz aller Schwäche war die arme Trilby noch immer sehr lebhaft in ihren Bewegungen; oft fiel ihnen ein, was für ein starkes thatkräftiges Mädchen sie noch vor wenigen Jahren gewesen, und sie betrachteten sie mit dem tiefsten Mitgefühl und aufrichtiger Bruderliebe. Der unvergleichliche, immer wechselnde Klang ihrer süßen Stimme, wenn sie plauderte oder lachte, er-

füllte sie mit Sonne, fast ebenso wie damals, als Trilby im Saal der Baschi-Bozuks den 'Nusbaum' sang.

Manchmal kam auch Vorrimer zum Besuch, oder Antonie und der Grieche. Es war eine heitere kleine Künstlergesellschaft. Vorrimer, der Laird, Antoinette und der kleine Billy machten damals, jeder auf seine Weise, die schönen Studien von Trilbys Kopf in Kreide und Bleistift, welche jetzt alle Welt kennt. Wie sprechend ähnlich waren sie Alle und doch wie verschieden von einander! Trilby, gemalt nach den vier Temperamenten.

Vielleicht hatte sich die arme Trilby in ihrem Leben nicht so glücklich gefühlt, wie an diesen Nachmittagen im Kreise der lieben Menschen, welche in ihrer theuren Muttersprache von den schönen alten Tagen im lustigen Paris plauderten. Dann genoß sie die Gegenwart und dachte nicht an die Zukunft.

Aber später — in den dunkeln Stunden der Nacht — schreckte sie häufig aus irgend einem Traum auf, der sie mit heiteren Erinnerungsbildern umgaukelte hatte, und ihr trauriges Geschick trat ihr klar vor die Seele. Die Gewißheit, daß ihr bald kein neuer Morgen mehr leuchten und der Tod sie mit seiner Eisenhand berühren werde, erfüllte sie mit Grauen. Sie schmeckte das Sterben in all seiner Bitterkeit, und wenn die furchtbare Dual des Gedankens sie übermannte, daß sie für immer scheiden müsse, hätte sie laut aufschreien oder aus dem Bette springen und mit gerungenen Händen im Zimmer hin und her gehen mögen.

Statt dessen verharrte sie still und regungslos, wie eine arme furchtsame Maus in der Falle, um nur ja die gute alte Martha nicht zu wecken, die vor Müdigkeit eingeschlafen war und neben ihr schnarchte.

Nach einer oder zwei Stunden gingen diese Schauer jedoch meist vorüber; das Entsetzen schwand und machte einer standhaften Ergebung Platz, die sich wie heilender Balsam auf ihr wundenes Herz legte. Ein stiller Friede kam über sie und ihr alter unerschrockener Muth kehrte zurück.

Bald sank sie wieder in Schlummer und fühlte sich noch glücklicher im Traume, wie zuvor, bis die treue Martha sie mit einem liebevollen Kuß weckte und ihr das Frühstück brachte. Der neue Morgen schenkte ihr neue Freude und die heitere Zuversicht, daß sie, obgleich schwach und dem Tode verfallen, doch noch ihres Lebens froh werden könne, so lange ein ganzer Tag vor ihr lag, auf den sie hoffen durfte.

Zu Trilbys höchster Ueberraschung trat eines Tages Frau Bagot zu ihr ins Zimmer, die auf den dringenden Wunsch des kleinen Billy aus Devonshire gekommen war, sie zu besuchen.

Die zierliche kleine Dame sah blaß aus und zitterte an allen Gliedern, als Trilby aufstand und ihr mit ängstlichem, verlegenem Lächeln die Hand entgegenstreckte. Im ersten Augenblick konnten Beide kein Wort sprechen. Frau Bagot blieb wie festgewurzelt an der Thür stehen und blickte bewegten Herzens auf die furchtbar veränderte Trilby. Konnte dies wirklich das Mädchen sein, welches sie damals so sehr gefürchtet hatte?

„Ach,“ rief Trilby endlich mit bebenden Lippen, „nun habe ich Ihnen mein Versprechen doch nicht halten können, wie ich wollte. Aber es ist ja Alles ganz anders gekommen und jetzt brauchen sie keine Angst mehr vor mir zu haben.“

Frau Bagot, die sich ebenso leicht von ihren Gefühlen beherrschen ließ, wie ihr Sohn, hörte kaum den Klang von Trilbys Stimme, als sie auch schon zu ihr eilte und sie in ihre Arme schloß. „O mein liebes Kind, mein armes liebes Kind!“ rief sie, in Thränen ausbrechend. Unter Küffen und Liebsföngungen

geleitete sie sie wieder zu ihrem bequemen Stuhl und war mit mütterlicher Sorgfalt um sie bemüht.

„Ich habe Sie stets bewundert,“ sagte sie, „und jetzt liebe ich Sie von ganzem Herzen!“

„Es ist sehr gütig von Ihnen, das zu sagen,“ versetzte Trilby mit feuchten Augen. „Sie hielten mich damals für eine listige, gefährliche Person, aber das bin ich nie gewesen. Von Anfang an wußte ich, daß ich keine passende Frau für Ihren Sohn wäre, und wollte ihn deshalb nicht heirathen. Es war sehr thöricht von mir, ihm zuletzt noch mein Jawort zu geben; auch habe ich es gleich bitter bereut, das kann ich Sie versichern. Die Versuchung war im Augenblick zu groß — ich konnte nicht widerstehen.“

„O bitte, bitte, sprechen Sie nicht mehr davon! Sie haben sich nicht das Geringste vorzuwerfen — das weiß ich schon längst — zu meiner tiefen Beschämung. Tag und Nacht haben Sie mir im Sinn gelegen. Verzeihen Sie einer armen Mutter ihre Eifersucht. Man muß Sie ja lieben! Welcher Mann wäre wohl im Stande, sich dagegen zu wehren, welche Frau könnte Ihnen ihr Herz verschließen. O vergeben Sie mir!“

„Ich — Ihnen vergeben? Aber Frau Bagot, wie käme ich dazu? Ich bin nur froh, daß Sie mir verzeihen haben, denn das ist die Hauptsache. Damals habe ich Ihren Sohn so lieb gehabt, wie es nur menschenmöglich ist. Auch jetzt liebe ich ihn sehr, aber auf ganz andere Weise; mehr in der Art, wie Sie ihn lieben, glaube ich. In meinem ganzen Leben habe ich Niemand gesehen, der ihm gleichkommt — nirgends in der Welt! Wie stolz müssen Sie auf ihn sein — welche Mutter wäre das nicht? — Kein Mädchen ist gut genug für ihn. Ich hätte es mir schon schon zur Ehre gerechnet, seine niedere Magd zu sein; das habe ich ihm oft gesagt, aber er wollte nichts davon wissen in seiner Herzensgüte. Er dachte immer erst an die Andern und dann an sich. Und wie reich und berühmt er geworden ist! Ich habe es wohl gehört und mich darüber gefreut. Es macht mich glücklicher, als wenn ich selbst Ruhm und Reichthum erworben hätte, das können Sie mir glauben.“

Wie seltsam klang das aus dem Munde der Soengall, von deren Lob und Preis noch ganz Europa widerhallte, während sie selbst die Erinnerung an ihre glänzenden Triumphe verloren hatte. Ueberall beklagte man ihre schwere Krankheit und trauerte um ihren nahen Tod, welchen die fortlaufenden Berichte über ihr Befinden voraussehen ließen. Kein fürstliches Haupt hätte mehr öffentliche Theilnahme erregen können.

Frau Bagot wußte natürlich, welche sonderbare Form Trilbys Irrsinn angenommen hatte, und hütete sich wohl, den Gedanken, welche sie bewegten, Worte zu verleihen. Sie hörte es schweigend mit an, wie die arme Geistesranke, die Meisterin des Gesanges, die Königin der Nachtigallen, sich selbst vergessend, den Ruhm ihres Sohnes pries.

Im Atelier des kleinen Billy in Figgoy Square, von wo Frau Bagot eben herkam, hatte sie Taffy unermüßlich beschäftigt gesehen, die zahllosen Briefe und Telegramme zu beantworten, die von allen Orten und Enden eintrafen. Denn der gute Taffy hatte sich zu Trilbys Geheimschreiber und Geschäftsführer gemacht — natürlich ohne daß sie darum wußte. Das Amt war nicht etwa ein Ruheposten, aber er besorgte Alles gern. Täglich mußte er eine Menge Besuch empfangen und ihnen Rede stehen; von allen Seiten liefen theilnehmende Erkundigungen und Beileidsbezeugungen ein; fast sämtliche gekrönte Häupter verlangten Nachricht. Musiker in bedrängten Umständen baten die große Sängerin um Hilfe und Unterstützung; Künstler und andere Geistesgrößen schrieben in Ausdrücken aufrichtiger Bewunderung; uneigennützig Leute boten ihre Dienste an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geburtsstunde einer Oper.

Von Paul Passig-Altenburg.

Es scheint der Fluch der von der Natur besonders bevorzugten Länder zu sein, daß blind wüthende Leidenschaften zerstören, was ein freundliches Geschick ihnen an Gütern und Gaben spendete. Daher machen wir die widerspruchsvolle Beobachtung, daß wahrhaft glückliche Zustände unter den Erdbewohnern häufiger da gefunden werden, wo die Natur mit ihren Gaben und Reizen kargte, als in jenen begünstigten Länderstrichen des Südens, wo des Schöpfers Hand in überschwenglicher Fülle alle Bedingungen gewährte, die ein dauerndes Wohlbefinden zu verbürgen geeignet sind. Das gilt zunächst und vor Allem von den gesegneten Gefilden des europäischen Südens, deren Verhängniß es zu sein scheint, nie zu einem ruhigen Genuß der Segnungen eines völkerbeglückenden Friedens zu gelangen. Neben Griechenland und Spanien war namentlich in früheren Zeiten Unteritalien der Schauplatz aufregender Ereignisse. Hier verbanden sich dämonische unterirdische Gewalten mit den finsternen Mächten menschlicher Leidenschaften, um das lachende Glück eines sorglos und zufrieden dahinlebenden Völkchens herzlos und grausam zu vernichten. An jene Katastrophen, an denen namentlich die mittelalterliche Geschichte unseres Vaterlandes reich ist — Hohenstaufen! — sei dabei nicht gedacht. Heute ruft uns vielmehr eine der köstlichen Perlen unseres neueren Opernschatzes eine Erinnerung nach, die Erinnerung an jene trübe Zeit, als das Königreich Neapel und Sizilien (seit Ferdinand dem Katholischen, 1504) unter spanischer Herrschaft schmachtete und das unterdrückte Volk den allerdinges sehnsüchtigen Versuch machte, in blutigem Ringen, angeführt von einem seiner besten Söhne, sich seine Freiheit und überhaupt ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen. Dies geschah vor nunmehr dritthalb Jahrhunderten — 1647 — und der Held jenes Freiheitskampfes bildet zugleich den Mittelpunkt von Aubers populärster Oper: „Die Stumme von Portici“, deren Handlung also in den Julitagen dieses Jahres ihr 250jähriges Jubiläum feiert.

Wie angebeutet, kam nach harten Kämpfen mit den Franzosen, die nach dem Falle der Hohenstaufen die Herrschaft über Unteritalien behaupteten, Neapel und Sizilien unter Ferdinand dem Katholischen (1504) unter spanische Herrschaft und bildete, als ein Vizekönigtum, jedoch unter päpstlicher Lehns Herrlichkeit, zwei Jahrhunderte lang eine der schönsten Besitzungen des spanisch-österreichischen Hauses. Aber der blühende Wohlstand des so reich gegliederten Landes schwand zusehends. Auf der einen Seite war es der harte Steuerdruck, verursacht durch die Rechtspflege, das Kriegs- und Polizeiwesen, die Staatsverwaltung u. A., der schwer auf dem anspruchslosen Volke lastete. Daneben flossen ungeheure Summen in den königlichen Staatsfädel zu Madrid und die päpstliche Kasse in Rom. Denn der Papst machte noch immer seine landesherrlichen Ansprüche auf Unteritalien geltend. Allmählich gelangte auf diese Weise der Adel und die Geistlichkeit in den Besitz fabelhafter Reichthümer, bis sich schließlich fast sämtliches Grundeigentum in deren Händen befand, und kein Amortisationsgesetz steuerte dem Wachsen dieser Besitzungen ins Fabelhafte. Zugleich hatte die Geistlichkeit ein wohlverstandenes Interesse daran, das Volk, namentlich das niedrigere, in den dumpfen Banden eines blinden, sinnlichen Aberglaubens, einer leeren Moral und einer geistigen Unmacht zu erhalten und es auf diese Weise moralischer Indifferenz und gänglicher Versumpfung entgegenzuführen und zu willenlosen gefügigen Werkzeugen der eigenen zielbewußten Willkürherrschaft zu machen.

Als nun der spanische Vizekönig Don Rodrigo Bonce de Leon, Herzog von Arcos, durch ein Edikt vom 3. Januar 1647 unkluger Weise die Steuer auf Getreide und namentlich Obst erhöhte, da erreichte die Unzufriedenheit des armen, ausgelegenen Volkes ihren Höhepunkt. Man bedenke: Obst! Davon lebt ja zum großen Theile das neapolitanische Volk. Es ist gewöhnt, daß ihm der gütige Himmel die lachenden, süßen Früchte des Südens in den Schooß werfe, daß es sich für ein paar Kupfermünzen die spärliche Nahrung verschaffe, deren es zum bescheidenen Unterhalte bedarf!

Den Stamm des niederen neapolitanischen Volkes bildeten damals noch mehr wie heute die kühnen und schmucken Lazzaroni, eigentlich Schützlinge des armen Lazarus, d. h. Kranke aus den niederen Volkschichten. Ihr Anhang bevölkerte den Hafen und setzte sich aus Fischern und Schiffen, Bettlern, Banditen und ähnlichen Leuten zusammen, die bis auf den landesüblichen Messerschnitt, im Uebrigen ehrliche und seelensgute Menschen waren. Als einer

der angesehensten unter dem beweglichen Hafenvolk galt Thomas Aniello, in der abgekürzten Zusammenziehung gewöhnlich nur Masaniello genannt, ein junger, etwa 25jähriger Fischer aus Afrani bei Amalfi, klug und gewandt, kühn und feurig in seinen Entschlüssen, dabei von einnehmendem Neuzeren und zum Volksführer wie geboren. Er hatte besonderen Grund, auf den Vizekönig und dessen Herrschaft erbittert zu sein. Denn sein junges Weib war vor den Zollbeamten sehr schwer beleidigt worden, und ein ungerechter Urtheilspruch hatte ihm obenbrein um sein kleines Vermögen gebracht. Wüthend vor Rache, wiegelte er das erbitterte Volk, das ihm blindlings ergeben war, am Hafen auf, und seine begeisterte Rede hatte Erfolg: man verabredete die offene Revolte, und das Volk bewaffnete sich insgeheim mit Meuten und Messern, bereit, beim ersten Signal die blutige Fahne der offenen Empörung zu entrollen.

Am 7. Juli 1647 wurde dieses Signal gegeben. Als man nämlich die gefürchtete Obststeuer mit Gewalt erheben wollte, benutzte die Räbelsführer die Erregung des in der Nähe des Zollhauses angesammelten Volksaufens, diesen zum offenen Aufbruch anzuregen. Masaniello selbst stellte sich an die Spitze und leitete den Sturm auf die Zollhäuser, die sich bald ergeben mußten. Darauf wandten sich die Verschworenen, deren Zahl von Stunde zu Stunde lawinengleich answoll, gegen die Stadt. Die Paläste wurden überfallen, geraubt wurde und geplündert und an denen, die sich dem allmächtigen Volkswillen entgegenstellten, blutige Vergeltung geübt. Bald befand sich ganz Neapel in den Händen der Aufständischen, und die ihnen entgegengegangenen Truppen erwiesen sich völlig machtlos.

Unter solchen Umständen hielt es der schlaue Vizekönig für gerathen, statt ferner aussichtslosen Widerstand zu leisten, mit Masaniello Frieden zu schließen, indem er zugleich die äußersten Bedingungen zugestand. Nun war der Fischerkönig thatächlich Herr und Gebieter des Landes: als solcher schaffte er die lästigen Steuern ab und waltete, wenigstens im Anfang, mit Milde und Gerechtigkeit.

Allein die Erfahrung, daß Leute niederen Standes, plötzlich zu Macht und Einfluß gelangt, im Besitze derselben nicht Maß zu halten wissen und sich berauscht, bestätigte sich auch hier wieder aufs Neue. Masaniello, außerdem durch die wohl berechneten Schmeicheleien seines einstigen Todfeindes betört, geberdete sich, in kostbare Kleider gehüllt, wie ein Autokrat, legte sich den stolzen Titel „Capitano generale del popolo“ bei und bestärkte bei üppigen Trunkgelagen, wo er sich oft bis zur Unzurechnungsfähigkeit berauschte, die Vermuthung, daß er nicht mehr Herr seines Landes sei. Nachbarn drohte er aus ihrem Besitztum zu vertreiben, weil er Raum für einen Palast brauche, ja, Volksaufen, die ihm sonst treu ergeben gewesen, griff er mit seinen eigenen Waffen an, wenn sie sein Mißfallen erregten. Mit Geld und Titel warf er um sich, wie mit Steinen, und kopfschüttelnd fragte man sich nach den Verdiensten der so ausgezeichneten. Freilich raunte man sich zu, das Ganze sei ein Werk des schlauen Vizekönigs, der Masaniello einen vergifteten Blumenstrauß zugesandt habe, dessen Duft den Nerven in Wahnsinn versetzt hätte! Sei dem, wie ihm wolle — kurz, nach nur neuntägiger Herrlichkeit mußte der einst Vergottete den Wandel der Volksgunst — seine Anhänger zählten etwa 300 000 Köpfe — an sich selbst erfahren: am 16. Juli kam es zu einem offenen Aufstande, der jedenfalls vom Vizekönig auf das Thätigste geschürt worden war, und Masaniello wurde dabei, wie verlautet, durch versteckte Schützen des letzteren meuchlings niedergeschossen. Sein abgehauenes Haupt wurde öffentlich ausgestellt und sein Körper unter lauten Verwünschungen durch die Stadt geschleift.

Allein der Rückschlag blieb nicht aus. Der Vizekönig, der sich nach dem Tode seines verhassten Segners wieder sicher fühlte, begann das alte Regiment von Neuem einzuführen, indem er vor Allem die gefürchteten Steuern wieder erheben ließ. Nun erst sah das Volk ein, was es in Masaniello besessen hatte, und die Augen gingen ihm auf über die verächtliche Intrigue, durch die der Hof die Volksmeinung irre geleitet hatte. Da aber der Todte unmöglich zu neuem Leben wieder erweckt werden konnte, stellte man den beschimpften Körper des Ermordeten öffentlich aus, hüllte ihn in kostbare Gewänder und veranstaltete ihm zu Ehren ein prunkvolles Leichenbegängniß, dem zahllose Menschenmassen folgten; ein imposanter Ausdruck der Verehrung, durch die ein irreführtes Volk reuenvoll die einem seiner Wohlthäter angehangene Schmach noch im Tode sühnen wollte. Uebrigens ruhte das empörte Volk nicht eher, als bis die spanische Regierung den verhassten Vizekönig abrief und der Steuerdruck minderte.

Das sind die grünblühenden Thatsachen, die den Inhalt der „Stimmen von Portici“ bilden: in jener Volkserhebung der Neapolitaner wurde also der ergreifende Stoff geboren, dessen dichterische Verarbeitung wir Eugène Scribe (im Jahre 1828), dessen wundervolle musikalische Interpretation wir Auber verdanken.

Aber, so höre ich fragen, wo ist denn die Stumme? Ja, mit der hatte es eine eigene Bewandniß. Dichter und Komponist hatten die Oper „Masaniello“ getauft, nach dem Helden, dem Träger der Handlung. Die historische Fenella aber war nicht dessen Schwester, als die man sie aus der Oper kennt, sondern Masaniellos Gattin. Erst Scribe hat sie zu dessen Schwester gemacht, und als solcher hatte ihr der Komponist die herrlichsten Arien, Cadenzen, Läufe, Fiorituren u. s. w. in den Mund gelegt. Als nun das Kunstwerk, von dem bereits die ganze musikalische Welt in Paris sprach, in der „Großen Oper“ aufgeführt werden sollte, erklärte plötzlich Tags zuvor die Sängerin der Fenella, sie sei indisponirt und könne nicht singen! Es war dies anerkanntermaßen eine jener Launen, durch die vergötterte Primadonnen bis auf den heutigen Tag ihre Erhabenheit über gewöhnliche Sterbliche zu dokumentiren pflegen.

Der arme Auber, damals noch nicht der berühmte Komponist, der er dann erst durch diese Oper werden sollte, war über die kategorische Abgabe außer sich und der Verzweiflung nahe, da die Sängerin unerbittlich schien. Anders Scribe, der als erfundungsreicher Mann sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ. Und was that er? Er nahm einfach der Schwester Masaniellos die Sprache und machte sie zur Stummen, indem er deren Rolle statt der ersten Sängerin der ersten Tänzerin übertrug, was dann auch die Bezeichnung der Oper als „Stumme von Portici“ veranlaßte. Als solche aber hat sich diese bekanntlich im Fluge die Welt erobert, und wer in dem „Fischerlied“, der „Barcarole“, der „Schlummerarie“ u. A. nicht die Weihe des Genius verspürt, der ist als „Barbar“ zu bedauern. Der kleine Hergang aber, der dem Werke seinen Namen gab, zeigte aufs Neue, wie oft epochemachende Ereignisse einer glücklichen Eingebung der Verzweiflung, der Noth des Augenblicks ihre Entstehung verdanken.

Allerlei.

Todesstrafe in Buchara. Der russische Reisende Protopow veröffentlichte vor Kurzem interessante Schilderungen einer Reise in Buchara. Zwischen dem Reisenden und seinem Führer entspann sich auf dem Wege zur Hauptstadt folgendes Gespräch: „Heute“, sagte der Führer ganz salblüthig, „werden wir den Karawanenbazar besichtigen, und morgen werden wir das Gefängniß in Augenschein nehmen und gleichzeitig erfahren, ob nicht Jemandes Kehle auf dem Markte geschnitten werden wird.“ „Wie?“ fragte Protopow erstaunt. „Nun, man schneidet“, meinte der Führer in gleichgültigem Ton, „den Verbrechern, Männern und Frauen, auf Befehl des Emirs neben dem Schlosse auf dem Markte die Kehle ab. Diese Todesstrafe ist hier eine gewöhnliche Erscheinung für Mord, Diebstahl, Betrunktheit, Majestätsbeleidigung — für alles haßet das Leben. Dasselbe Schicksal trifft auch Frauen, die der Unzucht verdächtig sind. — Im Laufe des Jahres werden ungefähr 100 Männer und etwa 30 Frauen hingerichtet.“ fuhr der Mann fort. „Der Hauptminister des Emirs, Kasi-solon, der nach dem Scharia (Gesetz) richtet, entscheidet, wer hingerichtet werden soll, und giebt darüber dem Emir Bericht. Der Emir bestätigt das Urtheil, und die Hinrichtung wird auf dem Markte vollzogen, damit Alle sehen und fürchten sollen. Vor der Hinrichtung wird die Trommel geschlagen, und wenn die Leute auf den Ruf zusammengekommen sind, führt man den Verurtheilten hinaus. Er muß niederstinken, dann wird ihm ein Glas Wasser gereicht. Wenn er getrunken hat, drückt der Scharfrichter seinen Finger dem Hinzurichtenden in die Nase, biegt dessen Kopf so nach hinten, daß der Hals fest gespannt wird, sticht dann das Messer in die Kehle und fährt mit dem Messer so lange hin und her, bis die ganze Kehle durchgeschnitten ist und der Tod eintritt.“ „Schrecklich“, sagte Protopow, „ich will das nicht sehen — schade um die Menschen.“ „Warum denn schade?“ meinte der Führer kalt. „Das Scharia befiehlt es doch. Vor etwa zehn Jahren pflegte man die Schuldigen von der Höhe des Minarets auf das Straßengäßchen hinunterzuwerfen. Jetzt aber giebt es nur Kehlschnitten. Das letzte Mal hat man eine Frau, deren Hände hinten aufammengebunden waren, hinuntergeschleudert, daß sie in Stücke geschlagen wurde. Und doch wird in der letzten Zeit das Scharia nicht so streng befolgt. Für Diebstahl sollte man dem Gesetze nach die Hände abhauen, und jetzt ist die Strafe nur Stockhiebe und Buchthaus. Die Mullahs (Priester) sind darüber sehr unzufrieden, weil das Scharia nicht ganz genau befolgt wird. Darum haben

sie die Russen. Sie behaupten, die Russen wüßten nichts vom Koran, in Folge dessen werden sie sich nie hängen, wo ein Russe stirbt. Der Emir liebt die Russen, doch er fürchtet sich auch vor den Mullahs!“

Die alten Parolebücher der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen enthalten mancherlei ergötzliches und sind gleichzeitig charakteristisch für den Geist und die ganzen Verhältnisse jener Zeit. Eine kleine Blumenlese daraus dürfte deshalb willkommen sein. „Das erste Bataillon“, lautet ein Befehl vom 19. Mai 1752, „mit leinernen Hosen und weißen Stiefelsohlen auch gut gepudert. Das zweite Bataillon mit schwarzen Stiefelsohlen und tuchernen Hosen. Diese sind nicht gepudert. Das Keiner bejossen kommt, bei (Strafe des) Gassenlaufens.“ Ein anderer Befehl vom 25. April 1780: „Einige Derren Offiziers und die meisten Unteroffiziers müssen sich durchaus abgewöhnen, wenn sie Hüge führen, daß sie nicht soviel mit die Hände wehen. Die Herren Offiziers, so heute gewehet haben, mögen sich selbst forrigieren und ins Künftige bessern.“ Am 10. März 1783 heißt es: „Die Unteroffiziers auf den Wachten nebst den Gefreiten und Schildergäßen müssen sehr genaue Acht haben auf die großen Frauenzimmer, damit sich kein Soldat verkleidet herauschleicht.“ Hierdurch mögen Damen von hohem Wuchse nicht selten arg geängstigt worden sein. Am 7. Oktober 1751 heißt es: „Wenn Lärm oder Schlägereien in den Gassen und Wirthshäusern vorkommen, so sollen die Patrouillen allens aretieren und wenn auch des Pringen von Preußen Domestiques mit dabei wären.“ Zur Aufrechterhaltung der Disziplin bestand noch das Spiekruten- oder Gassenlaufen. Der Schuldige mußte mit entblößtem Rücken durch die aufgestellte Gasse seiner Kameraden gehen, deren jeder, mit einer Rute versehen, dem Vorübergehenden einen Dieb gab. Das Geschrei bei Trommel- und Pfeifenklang, dessen Melodie die Soldaten den Text unterlegt hatten:

Warum bist Du fortgelaufen?
Darum mußt Du Gassen laufen,
Darum bist Du hier!“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Die „**Illustrirte Zeitung**“ eröffnet soeben mit ihrer Nr. 2818 vom 1. Juli den 109. Halbjahresband. Vom 60jährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria, einem Nationalfest, wie es so bald nicht wieder gefeiert werden wird, illustriert diese Nummer die Ueberreichung des Cityschwertes an die Monarchin durch den Lord-Mayor Londons, den Gottesdienst vor der St. Paulskathedrale, die deutschen Ehrengaben zum Jubelfest und Exemplare der zu vielen Tausenden angefertigten Viktoria-Jubiläumsschecher. Mehrere Ansichten machen mit dem Pavillon aufs Genauste bekannt, den vor wenigen Tagen der deutsche Kaiser auf Helgoland benoht hat, ein Portrait Bernhard v. Bülow's mit dem neuen Stellvertreter des Staatssekretärs des Berliner Auswärtigen Amts. Ein Auschnitt aus dem Stadtbilde Tokio zeigt im Mittelpunkt die erste deutsche evangelische Kirche in Japan; gleichfalls nach dem äußersten Osten Afriens führt das anspredende Bildniß der Königin von Siam, der Regentin des Hinterindischen Reiches während der Abwesenheit ihres Europa bereisenden Gemahls. Zurück in die deutsche Dismark geleitet der Blick auf den freigelegten Stephansturm, das uralte Wahrzeichen Wiens, und ein großes Blatt nach einer Originalzeichnung W. Gaujes, das die Sonnenwendfeier in der Wachau zum Gegenstande hat. Den Alpenouristen werden die Ansichten aus dem durch die neue Dolomitenstraße eröffneten Eggenthal bei Bozen, jeden Kunstfreund aber eine Abbildung der postledurchhauchten Gruppen „Bgmalion und Galathea“ von Gustav Eberlein, besonders nachhaltig aber die große Kunstbeilage fesseln, ein prächtiger Holzschnitt nach dem dreitheiligen Gemälde „Das Ende der Welt“ von Georg Walltenberger, einer Komposition voll mächtigster Phantasie, männlichem Ernste und hervorragender Technik.

Dem Andenken der Duppelstürmer ist das soeben zur Ausgabe gelangte 8. Heft des nationalen Prachtwerkes „**Deutsche Felder** aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen“, Ernstes und Heiteres aus der Vaterländischen Geschichte 1797—1897, von Hans Kraemer, (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., 15 Lieferungen à 50 Pf.) gewidmet. Vom Tag des Auszugs begleitet der Text die Truppen der verbündeten Mächte, schildert den denkwürdigen Ehrentag der Artillerie bei Missunde, die Kämpfe zu Land und zur See bis zum Sturm, und diesen selbst in großer Ausführlichkeit, bis zum Rückzug der Dänen auf die Insel Alsen. Von besonderem Interesse sind die Darstellungen zweier fast vergessener Ereignisse, des Seesieges der jungen preussischen Marine bei Jasmund und die verwegenen nächtliche Eroberung der Insel Fehmarn. Den illustrativen Schmuck des Heftes bilden eine große Anzahl packender Gemälde und Zeichnungen erster Künstler, so daß auch dieses Heft sich würdig seinen Vorgängern anreicht.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ehieler, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.